

Die Zeile West

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung)

Nach einem Halbstündchen war Senz schon wieder auf dem Heimwege. Leichtfüßig schritt sie dahin zwischen den Feldern des Tannbühlhofes, und bald war sie am Tannenwald, durch den der Weg in mäßlicher Steigung zum Stamme der Höhe führte, von wo er sich in jäher Senkung abwärts nach den Doggenhöfen wandte.

Zeitwärts waren die unteren Nester einer Tanne und einer Buche zu einer Art Laube verwachsen, unter deren Dache ein rohgezimmert Tischlein mit einer Bank sich befand. Der Tannbühlbauer mochte das Klätzchen geschaffen haben, da er es liebte, dann und wann an heißen Sonntag-Nachmittagen herauszukommen und mit Frau oder Kindern hier der Ruhe zu pflegen, zugleich einen erfreuenden Ausflug in das weite Land zu genießen. Auf dem Tischchen lagen noch einige Nester von Obst sowie eine beschädigte Puppe. Senz blieb lächelnd stehen. „Ein wirklich gemütlicher Weibermann, der Tannbühler“, dachte sie. „Der meine hat keinen Sinn für so etwas. Aber — er.“ Sie errötete bei dem Gedanken an jenen anderen. Ja, er würde ihr auch Lauben und Stütten bauen.

Sie setzte sich und blickte hinaus in die wolkenlose Schönheit des Herbsttages, an die Lieblichkeit der Landschaft. Im Halbkreis schimmerte rechts der blaue See, an den sich das grüne Wiesengelände von Buchwil mit seinen Dörfern und Weilern, Feldern und Wäldern schmiegte. Zunächst ihr, gleichsam zu Füßen, dehnte sich die Doggenebene, durch die sich wie ein silbernes Band der Mühlbach wand. Dort weideten Wolfgangs braune Kühe, ihre Glocken läuteten zu ihr herauf. Lauschtig bargen sich die

Häuser zwischen den bunten Laubkronen der Bäume. Nur der Hochbühl stand frei und unverbüllt auf seiner Höhe, zum Greifen nahe, aber prächtig und anmaßend, wie ihr dunkle prächtig wie sein Besitzer.

Sie erhob sich, trat an den Rand des Abhanges und bog sich weit über den Kallenzahn hinaus, um besser in die Tiefe schauen zu können. Da entdeckte sie durch die Spitzen der Tannen hindurch rechts die Giebel der Mühle, und auch einen Teil des Weges, konnte sie ver-

Tannen verbargen ihn, aber er nahm. Sie hörte die fröhlichen Stimmen der Kinder. Und näher kamen sie; schon unterschied sie einzelne Laute. Sie trat zurück und ließ sich hochklopfenden Herzens auf die Bank nieder. Da, da sah sie es purpurn durch das dunkle Tannenarini leuchten — das hochrote Schürzchen ihres Mädchens und daneben etwas Weißes — den Hut Wolfgangs, der die Kleine auf dem Arme trug. Gleich darauf hochatmend die beiden Knaben und da — da stand er nun vor ihr.

Rehulation stellte er die Kleine zur Erde, die jauchzend zu ihrer Mutter eilte. „Auch unterwegs.“ fragte Senz und suchte einen gleichmächtigen Ton zu finden. Sie hob das Kind auf ihren Schoß, doch es zwang sich ungestüm aus ihren Armen und stürmte den Knaben nach, die voraus waren, froh, daß das mühsame Steigen ein Ende hatte. „Nicht weiter, Buben!“ rief ihnen Wolfgang nach. „Wir machen hier kehrt!“ „Hier hat's Brombeeren!“ rief der kleine Wolfgang, und flugs eilten die anderen zu den Sträuchern, deren schwarze Früchte lockten.

Wolfgang wandte sich lächelnd zu Senz, die regungslos dasah, und schaute sie an mit großen, tiefschwarzen Augen, deren Blick in ihr Innerstes zu dringen schien. Sie wußte, was nun kommen würde, und ihre Seele erzitterte in gleichem Maße vor Seligkeit und Angst.

„Ich möchte einmal reden mit Euch, Senz, ein ernsthaftes, liebes Wort,“ hob er an.

„Was könnte das so Wichtiges sein?“ fragte sie in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte.

„Etwas, das schon vor manchem Jahr gesagt sein wollte. Weißt Du“ — er sagte plötz-



Margitze.

Winterrose.

folgen — ein Mann ging dort mit weißen Hemdärmeln und weißem Strohhut. Ihr Auge glänzte, ihre Lippen öffneten sich ein wenig. Sie erkannte ihn gleich, die Entfernung war ja nicht so bedeutend, und wenn auch — aus Hunderten hätte sie diesen Mann an seiner Gangart erkannt; sie war lebhaft und leicht, doch ohne Hast. Ihm voraus hüpfen die Kinder, seine Knaben und ihr Mädchen. Und er kam ihr entgegen, wußte, daß sie ihm begegnen würde. — War das Absicht? Was wollte er von ihr? — Jetzt war er ihrem Auge entschwunden; die

„Du zu ihr —, „weißt Du, was gar solange im Herzen brennt, will doch einmal über die Zunge.“

„Das müssen doch wichtige Gründe gewesen sein, die Euch solange am Sprechen hinderten; sind sie denn jetzt beseitigt?“ Die plötzlich aufquellende Witterkeit diente ihr als willkommenes Abwehr gegen den bestreikenden Zauber seiner Stimme.

„Ja, Senz, sie sind dahingefallen, diese Gründe, und darum will ich es Dir endlich auch frei bekennen, was Du zwar lange weißt — daß ich Dich liebe, und dann was anders, das Du noch nicht weißt — daß Du mein liebes Weib werden mußt.“

Diese Blässe löste die anfängliche Röte auf ihrem Gesichte, und ihr Auge senkte sich vor seinem strahlenden Blicke.

„Was denkt Ihr? Ihr seid von Sinnen, Wolfgang!“ rief sie bebend.

„Wie soll ich nicht sagen dürfen, was doch Wahrheit ist? Meinst Du denn, ich würde das lange Schweigen jetzt brechen, wenn ich dazu nicht alle Ursache hätte? Die erste und schönste sollst Du gleich erfahren.“

Sie schaute fast ängstlich zu ihm auf. Er aber, sich leicht zu ihr neigend und ihre Hand erfassend, setzte hinzu: „Dah auch Du mich liebst, immer liebst und noch liebst.“

„Wer sagt Dir das?“ fragte sie, mit heißem Erröten ihm ihre Hand entziehend.

„Dein eigener Mann.“

„Mein Mann?“

„Ja, Dein Mann.“

„Wie kam das?“

Und Wolfgang berichtete, was er und Melf an der Landesausstellung verhandelt hatten. Während seines Sprechens veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge. Die Lippen pressten sich, und aus ihren Augen schwand der warme Glanz. Was mußte sie da hören! Sie wußte es ja, daß ihres Mannes Liebe erloschen war, aber es zu vernehmen von einem anderen, von Wolfgang, verletzte sie.

„So seid Ihr Männer,“ sagte sie herb. „Erst wollt Ihr uns die Sterne vom Himmel herunterholen und tut, als könntet Ihr ohne uns nicht leben, und dann ver Raucht das Feuer rasch.“

„Bin ich auch so, Senz?“ fragte er, abermals ihre Hand ergreifend und in unsagbar innigem Tone, der wie ein Sonnenstrahl den Frosthauch von ihrem Herzen schmolz und ihr innerstes Wesen berührte. „So ungestüm wie Melf war ich freilich nie; dafür dauerte meine Liebe bis zu dieser Stunde, und Du wirst mich nicht abweisen — oder?“

Sie zitterte am ganzen Leibe, entzog ihm aber ihre Hand nicht. „Ich kann's nicht fassen,“ flüsterte sie. „Es darf ja doch nicht sein. Was würden die Leute sagen?“

„Die Leute!“, lächelte er und suchte sie an sich zu ziehen. „Sind diese es, die Du so fürchtest?“

Sie sträubte sich. „Du, die Kinder . . . wo sind sie? Mein Gott, laß mich!“

„Die Kinder sind in den Brombeerstauden, beruhige Dich, es sind hier keine Wölfe.“ Seine Stimme klang verändert, fremd und kalt.

Nun schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals, und unter Schluchzen gestand sie:

„Es ist ja wahr, daß ich Dich liebe, maßlos liebe. Aber sieh, ich kann mir nicht helfen. Es ist ja Sünde, wenn wir uns lieben, und ich möchte ein ruhiges Gewissen haben. Auch die Schand, daß die Leute mich Ehebrecherin heißen könnten, erträglich nicht. Kommt es so, wie Du sagst, daß man wirklich offen sich heiraten darf ohne Sünd und Schand — dann will ich Dein Weib werden. Aber bis dahin, sieh Du, möchte ich nicht in der Leute Mund kommen. Darum bitte ich Dich, suche Dich mir nicht wieder zu nähern, geht, Du machst es ganz allein mit

Melf und den Gerichten aus. Ich brächt es nicht fertig. Welt, Du zürst mir nicht?“

Er löste sich sonst von ihrem Arme. „Dein Wille soll mir heilig sein,“ sagte er. „Ich will Dich nicht kränken in Deinem Gewissen. Hab Dank für Deine Offenheit. Ich will mich zufrieden geben mit der Gewißheit, von Dir geliebt zu sein. Doch komm nun, es will Abend werden, und der Wald ist kein ganz ungefährlicher Ort für ein verliebtes Paar,“ scherzte er.

Er hatte sich erhoben und rief die Kinder. Er blickte sie zu ihm auf. Jemand etwas in seiner Stimme, in seinem Benehmen beunruhigte sie. Hatte sie den zurückgestoßen, nach dem sie sich doch mit ganzer Seele gesehnt hatte? — Wie schön war er doch! Wie männlich und kraftvoll sein ganzes Wesen. Eine überlegene, fast gebietende Ruhe lag auf der hohen Stirn wie in dem Blick. Unter dem weichen Schnurrbarte fast verborgen aber blinkte der rote Mund. Einmal hatte der sie geküßt — lange war's her. Jetzt war ihr plötzlich zumute, trotz des vorigen Anstandes ihrer Gefühle, als würde dies nie, nie mehr geschehen. Und sie selbst hatte diese Wonne verlernt!

„Fürne mir nicht, Wolfgang,“ bat sie, sich ihm nähernd. „Ich war so überrascht.“

„Bewahre, wie sollst ich Dir grobken? Vorwärts, Vuben, nehm das Liabethli hübsch zwischen Euch und führt sie, damit sie nicht fällt . . . so.“

Zubetud zeigten die kleinen ihre brombeer-schwarzen Mäntchen, dann nahmen die zwei Bärschchen das kleine Ding schließend in die Mitte, und der Abstieg begann. Der Pfad war gerade breit genug, um drei Kindern oder zwei Erwachsenen zu gestatten, nebeneinander zu schreiten. Senz hielt sich sehr nahe an ihren Begleiter; leise sprach sie von ihrem trüben Leben an der Seite des ungeschlachten Trunkenboldes, drückte jedoch fortwährend aufs neue Zweifel an der Möglichkeit einer Lösung aus, die Wolfgang vorhin angedeutet. Dieser jedoch erwiderte ihr darauf mit einer Sicherheit, die etwas Bezwingendes hatte und endlich auch Senz in ihren Bann zog.

Nach einer Viertelstunde standen sie am Fuße des kleinen Berges. Sie verließen den Schatten des Waldes und betraten das freie Land, über das sich mählich der Abend breitete. Noch lag die nächste Umgebung in freundlichem Sonnenschein, doch einzelne Punkte der Landschaft hüllten sich bereits in fahles Düstern, und von den Hängen des westlichen Bergwalles, dessen dunkler Tannenkronen sich die Sonne näherte, wallten leise die Schatten der Dämmerung. Festlich aber, jenseits des Sees, funkelte der Abendstrahl in den Fenstern des Kurhotels auf der „Fluhbalm“.

Die Kinder trabten munter weiter; allein Senz blieb stehen und rief ihr Mädchen zurück. „Ich schlage den Feldweg ein,“ sagte sie. „Ich mag jetzt nicht in Deiner Begleitung nach der Mühle. Wie ist, als müßten es mir alle ansehen . . .“

„Was ansehen?“ fragte Wolfgang, als sie stockend innehielt.

„Nun, ich meine nur so, sie dürfen doch nichts merken. Schau doch nicht so ernst, Du machst mir bange.“

Er lächelte. „Also v'hüt Gott, auf weiteres! Mach Dir keine Sorge. Wenn es auch ein neuer Weg ist, den wir wandeln werden, ein böser ist es doch nicht. Es wird niemand darunter leiden.“

„Sie werden behaupten, wir seien schlecht,“ sprach sie und sah zu Boden.

„Schlecht ist eine Heirat ohne Liebe, die nur als Geschäft geschlossen worden, und schlecht ist alle Lüge und Unnatur. Die Menschen brauchen den Ausdruck schlecht sehr oft falsch.“

Sie schaute mit einer zärtlichen Bewunderung zu ihm auf. Er aber hob schmeichelnd das

kleine Mädchen zu sich empor, drückte einen leisen Kuß auf den blonden Scheitel und reichte Senz das Kind; jene senkte das rosige erglühte Antlitz tief nieder zu dem kleinen Geschöpfe.

„Adie, adie,“ winkte dieses mit dem Patschhändchen noch über die Achsel ihrer Mutter ihm zu, die eilends quer über die Wiesen nach dem Hochbühl hinschritt. Auf dessen braunen Wänden lag noch immer der warme Abend-schein, während die Kiederung bereits erblaßt war. Die beiden Knaben saßen des Vaters Hände. Er sah der Geliebten nach, bis ihre schlanke Gestalt mit dem Stöpfchen des Kindes im bleichen Dämmerganz verschwunden war.

„Wir zu Mütterli gehen jetzt,“ sagte der kleinere, und Wolfgang wandte sich seinem Heim zu, das behaglich zwischen lippigen Bäumen ruhte. Zwar waren die vollen Farben darum erloschen, aber aus dem Stamme wirkte eine lustige Rauchsäule in den matten Abendhimmel empor, und die Vuben jubelten: „Mütterli locht Fräuli!“

An einem hellen, kalten Nachmittage Ende Februar erchien der Wetter Hanskapar im Grund auf dem Hochbühl. Es waren sämtliche Mitglieber der Familie geladen; Melf, der Mäuser des Hofes, hatte heute eine Abzahlung etlicher Kapitalposten an Frau Elisabeth und seine Schwägerinnen zu leisten. Nach seinem Willen sollte es einmal gemüthlich bergehen; es war ja gerade Fastnachtszeit. Frau Elisabeth wollte ihren Anteil gleich ihrem Bruder einhändigen; er hatte sie lang um dies Darlehen ersucht. Sie hatte ihn gleich zur Empfangnahme eingeladen. Auch Philomena oder ihr Mann hätten kommen sollen; allein erster war jeden Augenblick der abermaligen Anfunft des Storchs gewärtig und Leo am Erscheinen gehindert teils wegen Ueberhäufung mit Arbeit, teils weil er die Gattin jetzt ohne dringende Not nicht eine Stunde allein lassen mochte. Vielleicht auch sollten die probigen Hochbühler nicht etwa glauben, daß er gar so hungrig auf das Frauen-gut sei. Er hatte daher brieflich den einstigen Anwalt seiner Liebe zu der Hochbühltochter, den Doggenmüller, bestimmt, ihn zu vertreten. Frau Elisabeth war in schwüler Gemüthsverfassung trotz des kalten Wintertages. Melf hatte seine Schwester, das Rofsi, von der Rofsluh her beschieden, damit sie für immer dableibe. Er möchte wieder einmal eine richtige Mäshuppe auf dem Tisch haben, wie man sie dabei auf der Rofsluh kochte, hatte er als Grund angegeben. „Als ob unsereins hinter einer Hecke aufgewachsen wär!“ hatte Frau Elisabeth empört gerufen. Aber es half nichts; gestern war das Rofsi eingetroffen mit Sack und Pack, und heute nun wirtschaftete das Weibsbild in der Küche, daß es eine Art hatte. Eine Weile sah Frau Elisabeth ihr schweigend zu, bis sie plötzlich die Beige Teller, die sie eben in die Stube tragen wollte, auf den Küchentisch schlenderte, daß sie lustig dahinstolzen und teilweise klirrend in Scherben zu Boden stoben. Ohne ein Wort zu sagen verließ sie das Haus und sah so nicht, wie Rofsi die Faust hinter ihr ballte und grimmig sich ans Aufräumen machte.

Frau Elisabeth begriff nicht, wie ihr Bruder so freundlich mit diesem Melf plaudern mochte drin in der Stube, nachdem sie ihm doch gleich bei seiner Anfunft im Hinterstube erzählte hatte, wie der Unflut es ihr mache.

Senz war nach der Mühle geeilt, um Wolfgang und Männeli zu sagen, daß sie sich beeilen möchten, der Better sei da. Männeli blieb ebenfalls weg, es hatte, wie Philomena, Wolfgang zur Empfangnahme ihres Anteils beauftragt; er mochte denn auch gleich weiter für die Anlage des Geldes besorgt sein. Sie hatte es ihm schon

*) Gebratene Kartoffeln.

selber angeboten; er jedoch hatte ihr Anerbieten entschieden abgelehnt.

Da stand nun Frau Elizabeth auf das Treppengeländer gestützt und spähte nach der Mühle hinab, ob bald jemand komme. Endlich kamen sie, Seng und Wolfgang, doch langsamem Tempo, und wie nahe aneinander! Und immer schauten sie sich an. Was ging da wieder vor? Hatte sich alles verschworen, sie zu Tode zu ärgern?

(Gottfried'sche Folge)



Die Entwicklung der Sinne.

Von Dr. Elfe Kind.

(Zweiter Teil)

Bei Versuchen, die durch Anschläge einer kleinen Kugel oder durch das Klappeln eines Spielzeugs gemacht wurden, erlaubte sich, daß fast alle Kinder vom ersten, spätestens zweiten Lebenstage an reagierten. Der Gehörsinn ist anfangs ungleich und verfeinert sich in den ersten Wochen deutlich wahrnehmbar. Taubheit Ebengeborener ist bis zum Ende der ersten drei, ja sogar sechs Lebenstage nichts Ungewöhnliches, sondern wird auf einen Rest des embryonalen Zustandes zurückgeführt. Zur Veranlassung ist daher in solchen Fällen kein Anlaß. Vom zehnten Tage an läßt sich die Wirkung der menschlichen Stimme auf das Neugeborene beobachten. Die Zeichen des Erichrens durch plötzliche Geräusche treten sehr verschieden auf, durchschnittlich nach vierzehntägiger Lebensdauer. Nach sechs Wochen ist das Gehör schon soweit verfeinert, daß das Kind auf ein ihm vorgefügtes Lied lauscht. Die Wendung des Kopfes in der Richtung eines zu diesem Zwecke hervorgerufenen Schalls macht sich im zweiten Vierteljahr bemerkbar. Während diese Wendung anfangs langsam und unsicher ist, gewinnt sie bald mehr und mehr an Schnelligkeit und sicherer Beurteilung, wobei der Schall kommen muß. Nun folgen eigene Versuche, Schall zu erzeugen. Die Kinderklapper, dies schon aus vorgeschichtlichen Gräberfunden zutage geförderte Spielzeug, tritt in Tätigkeit, daneben aber auch gern allerlei Geräte, wie Schlüssel und andere unzerbrechliche und ungefährliche Dinge. Musik, z. B. Klavier oder Grammophon, machen beim erstmaligen bewußten Hören, etwa mit dreiviertel Jahren, einen starken Eindruck, der sich in gespannter Aufmerksamkeit des Kindes äußert. Beim Hören von Musik, wie überhaupt beim Gehör, sind individuelle Verschiedenheiten, teils erbliche, teils erworbene, sehr groß. Trotzdem weckt das gleichförmige Tick-Tack der Uhr das Interesse fast aller Kinder von mehr als zwölfmonatlicher Lebensdauer.

Das Fühlen ist dem Menschen angeboren, obgleich es sich im späteren Verlauf des Lebens steigert. Bekannt ist die von allen Praktikern geübte Methode, Ebengeborene, bei denen nicht sofort die Lungenatmung einsetzt, zu schlagen. Das Gefühl des Geschlagenwerdens löst einen Schrei des Kindes aus, dadurch ist der erste Atemzug getan und der regelmäßige Mutterkreislauf in Tätigkeit getreten. Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß das Geborenwerden auch dem Kinde Schmerzen verursacht. Freyer erzählt den Fall eines Kindes, das schon schrie, als erst der Kopf sich zeigte. Als er dem Kinde den Finger in den Mund steckte, begann es sofort zu saugen, riß die Augen auf und schien dem Gesichtsausdruck nach sehr angenehm berührt zu sein. Bei Berührungen der Zunge an der Spitze, in der Mitte oder an der Jungemurzel treten bei Säuglingen dieselben reflektorischen Bewegungen ein wie beim Erwachsenen. Die Empfindlichkeit der Lippen ist gleich nach der Geburt groß. Ihre leiseste Berührung wird durch Saugen beantwortet. Die Oberlippe ist sogar, auch außerhalb ihres roten

Zammes, empfindlicher als bei Erwachsenen. Da gegen ist die übrige Hautoberfläche Ebengeborener, also Unterarm und Untersehenkel, Obersehenkel, Schulter, Brust, Rücken und Bauch, bedeutend weniger empfindlich, als nach Verlauf etwa eines Jahres. Merkwürdig reizbar in angenehmem Sinne ist bei manchen Säuglingen der Gehörsinn. Ist wird die verdriehliche, langanhaltende Unruhe dadurch beschwichtigt, daß man den kleinen Finger vorsichtig in den Gehörgang einführt. Dies Beruhigungsmittel übt aber nur während des ersten Halbjahres seine Wirkung aus.

Von der Berührungsempfindung zur Tastwahrnehmung ist ein großer Schritt. Das Neugeborene fühlt wohl einen Schlag, den es empfängt, weiß aber noch nichts von seiner Ursache und dem Orte, wo es geschlagen wurde. Bei einem zweiten Schlag ist schon die Möglichkeit einer Erinnerung denkbar. Bei häufigen Wiederholungen an verschiedenen Hautstellen wird es auch bald räumliche Unterschiede wahrnehmen. Als nächste Folge wird die schlagentoe Hand als Ursache des Schmerzes erkannt, ihr deshalb ausweichen oder die Hand abweichend zurückstoßen. Bei angenehmen Berührungen, wie es etwa das Sitzen den kleinen in, wird ein Verhalten nach der Berührung gelehrt. Die Abwehr sowohl wie auch das Verlangen muß das Kind durch Bewegungen ausdrücken, und diese führen wieder zu neuen Berührungsempfindungen, den Tastempfindungen. Wenn Eintreten des Tastempfindens nach dem ersten geübten Greifversuch pflegen die Kinder ihre eigenen Finger aufmerksam anzuschauen. Sie haben plötzlich eines ihrer Glieder durch die Tastberührung wahrgenommen, wodurch ihnen der erste Begriff von dem eigenen Selbst dämmert.

Die allererste, aus zwei verschiedenen Elementen bestehende Berührungsempfindung ist die des Saugens. Kommt die Brustwarze oder der Saugtropfen zwischen die Lippen, so tritt zu diesem Tastgefühl die Empfindung des Nasses (der Milch) im Munde (wobei auch das neue Gefühl des Süßen im Munde empfunden wird). Damit hat das Neugeborene eine seiner ersten Erfahrungen gemacht, nämlich die, daß auf eine gewisse Berührung der Lippen eine andere angenehme Empfindung im Munde folgt. Jede Berührung der Lippen wird von nun an angenehm empfunden. Hier kann man wohl mit Recht den Ursprung des starken Reizes suchen, den der Saß auf die Lippen noch auf den erwachsenen Menschen ausübt.

Die allererste angenehme Empfindung des Neugeborenen ist das warme Bad. Das Kind, das vor der Geburt monatelang in einer gleichmäßigen Temperatur lebte, hat sich nach vollendeter Geburt gleichmäßig abgekühlt, da es am ganzen Körper naß war und durch diese Verdunstung der Feuchtigkeit eine tiefere Temperatur entstehen mußte. Daher ist dem Kinde das warme Bad, in das man es taucht, im Gegensatz zu der vorherigen Abkühlung angenehm. Dies Behagen äußert sich im Gesichtsausdruck des Ebengeborenen, das vorher naß und zitternd schrie, Anlustsymptome, die im warmen Wasser sofort verschwinden. Die Wirkung der plötzlichen allgemeinen Abkühlung wird bei Scheintot Geborenen mit Erfolg zur Belebung verwendet. Man taucht sie in eiskaltes Wasser, worauf sich, wenn die Atmung erst einmal begonnen hat, ihr leises Wimmern bald in lautes Schreien verwandelt. Manche Kinder bleiben während der ersten Lebensjahre für Temperaturunterschiede äußerst empfindlich und hören nicht auf zu schreien, wenn das Bad nur einen halben oder einen Grad unter der gewöhnlichen Temperatur (am besten 32 Grad Celsius) ist. Die gleiche Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede, wie die Haut der Körperoberfläche, zeigt die Mundschleimhaut.

Hat die Sprache nur wenig mehr als Wärmewärme oder wenig mehr als Wärmewärme, so wird sie mit heftigem Schreien zurückgewiesen.

Zu bezug auf den Geschmack hat die Untersuchung Neugeborener zweifellos ergeben, daß die stark voneinander abweichenden Geschmacksempfindungen von süß, salzig, sauer und bitter unterschieden werden. Die kleinen, individuellen Abweichungen, die in dieser Beziehung bei den Säuglingen vorkommen, bestätigen den alten Satz, daß die Geschmäcker eben verschieden sind, aber weiter nichts. Das Einengen der süßen Milch verbreitet einen Ausdruck des Wohlbehagens über das Gesicht der Kleinen, während sie bei einer bitteren Medizin die Augen zusammenkneifen, den Mund öffnen und die Flüssigkeit mit dem Mundschleim ausstoßen. Am stärksten hat naturgemäß der Geschmackseindruck der süßen Milch. Mit diesem stärksten Geschmackseindruck vergleicht das Kind in den beiden ersten Lebensjahren alle anderen Geschmackseindrücke, die es erfährt, und gibt dem Zungen vor allem anderen weitans den Ton an. Dies Vergleichen vermögen im es können, das die Kinder die Sprache verweigern laßt, wenn ihnen vorher die Mutterbrust gereicht wurde. Bezeichnen sie bei der Stillung den gleichen Grad der Zufriedenheit mit der Muttermilch, so genügt es, ein Mehlwurst Milchpulver auf den Saugtropfen zu geben, etwa fünf Minuten, um den Widerstand gegen die Sprache zu beseitigen. Hier sei noch zu bemerken, daß man die im zweiten bis sechsten Jahr, oder noch länger, auftretende Abweichung der Kinder gegen manche Speisen nicht durch übermäßige Strenge bekämpfen soll. Erst durch den Zwang kommt häufig der Eigenwille zu stande, der das Kind die Nahrung verweigern heißt. Wird es selbst erreicht, daß die Kinder ihren Widerwillen gegen eine Speise für den Augenblick unterdrücken, so erfolgt nach der Mahlzeit gewöhnlich Erbrechen, und auch ohne dies offensbare Zeichen des Widerwillens ist eine nur im Zwang genossene Speise dem Körper unzulänglich. Die Mundspeicheldrüsen sondern beim Anblick und Verzehren einer angenehmen Speise reichlichen Saß ab, der zur guten Verdauung unumgänglich notwendig ist. Diese Wirkung bleibt bei einer widerwillig genommener Speise aus. Ähnliche Vorgänge, deren Erklärung hier zu weit führen würde, finden im Magen statt. Darin bringen widerwillig genossene Speisen dem Körper keinen Nutzen.

Der Geruchssinn des Menschen ist wenige Stunden nach der Geburt vorhanden, das ist oft festgestellt worden und läßt sich leicht nachprüfen. Lupt man z. B. die Brust mit etwas Petroleum an, so wird sie verweigert, während die mit feinem feinen Geruch behaftete andere Seite der Brust genommen wird. Der Geruchssinn ist es vor allem, der den Menschen von den ersten Lebenstagen an bei der Nahrungsaufnahme leitet. Er läßt Kinder, die erst an der Brust genährt wurden, häufig die Flasche verweigern, ohne daß sie davon gekostet haben. Der Geruch ist ein enger Verbündeter des Geschmacks. Deshalb verhalten sich Kinder Geruchseindrücken gegenüber gewöhnlich als wenn sie etwas schmecken. Sie nehmen z. B. die wohlriechende Blume in den Mund, in der Meinung, daß sie gut schmecken müsse. Die Unterscheidung zwischen riechenden und schmeckenden Dingen ist erst mit anderthalb bis zwei Jahren ausgeprägt. Diese spätere Unterscheidung zweier verschiedener Sinnesfähigkeiten ist auf den Mangel an Übung zurückzuführen. Der Säugling riecht fast immer sauer nach halbverdauter Milch, er hat daher nur Gelegenheit, sich diesen saueren Geruch den der süßen Milch oder die Ausdünstung seiner Nährerin einzuprägen. Sehr zum Schaden, besonders in gesundheitlicher Beziehung, ist der Geruchssinn im Durchschnitt auch bei Erwachsenen nicht sehr stark ausgebildet. Eine frühzeitige zweckmäßige Unterweisung über die ver-



Stanzende Wolfsmilch.

schiedenen Geruchsarten wäre sehr nützlich. Wenn man die Sinnesstätigkeiten des Menschen in die fünf Sinne einordnen will, so erhält man keine genau unrichtige, erschöpfende Anordnung. In der Tat hat der Mensch viel mehr Sinnesfähigkeiten. Bei unserer Behandlung des Gefühls ergaben sich schon Abzweigungen. Eine dieser Abzweigungen ist auch das Hungergefühl. Es ist das stärkste, am meisten lebensvolle, es ist mit dem Eingeborenen da und verläßt den Menschen nicht mehr bis an die Schwelle des Todes. Das durch Hunger erregte Unbehagen des Säuglings läßt sich von all seinen kleinen Leiden am leichtesten erkennen. Allgemeine Unruhe, Schreien, Zungen an allem Zaugharen, was in den Mund gelangt, sind die gewöhnlichen Anzeichen. Die Stillung des Hungers nimmt den Säugling bis zur Vollendung der ersten sechs Monate so vollkommen in Anspruch, daß es nicht gelingt, seine Aufmerksamkeit während der Dauer dieser angenehmen Beschäftigung abzulenken. Nach und nach schaltet die hungrige Gier nicht mehr so absolut alles andere aus. Das hängt wohl mit den größeren Mengen von Nahrung zusammen, die das Kind mit fortschreitendem Wachstum aufnehmen kann. Der kleine Magen der Neugeborenen wird naturgemäß schneller leer. Kann er mehr in sich aufnehmen, so ist der Hunger länger gestillt. Der Magen gesunder

Neugeborener faßt 35 bis 45 Kubikzentimeter, nach 2 Wochen faßt er 153—160, also etwa viermal so viel wie bei der Geburt. Innerhalb zweier Jahre ist normalerweise ein Rauminhalt von 740 Kubikzentimetern erreicht, also wieder viermal so viel wie bei dem zwei Wochen alten Kinde. Im Anfang des Lebens dauern die Nahrungspausen zwei Stunden, nach 15 Wochen drei bis vier Stunden.

In Verbindung mit dem Gefühl des Hungers äußert sich das Gefühl der Sättigung. Schon nach wenigen Tagen, etwa zehn bis zwölf, zeigt das Mienenpiel des fatten Kindes deutliches Behagen. Um den Mund flattert ein Versuch des Lächelns, daß das Gesicht ungemein anmutig macht. Bald schieben sich alle Zeichen der Freude in die Zeit zwischen dem Ende des Trinkens und dem Beginn des Schlafens; Lachen, Augen aufmachen, Lautversuche, all das verkündet das Behagen des Kindes.

Man ist die Zeit zwischen dem Ende des Trinkens und dem Beginn des Schlafens eine recht kurze, und dies legt den Schluß nahe, daß dem Menschenkind in der ersten Periode seines Lebens nur ein sehr bescheidenes Maß froher Momente beschieden ist. Das trifft in der Tat vollkommen zu. Die Gemütsfähigkeit des Säuglings ist eine äußerst geringe, ebenso klein ist die Zahl der möglichen Gemütsstufen. Die Heiterkeit der Kleinen entsteht in dieser ersten Lebensspanne viel mehr durch Beseitigung von unbehaglichen Zuständen, als durch positive Schaffung von angenehmen Empfindungen. Die hohen Kräfte der Freude werden am häufigsten durch Stillung von Hunger und Durst, durch Beseitigung von Kälte, Wärme und beengenden Einwickelungen hervorgerufen. Freude und jedes andere Gefühl hat bei Kindern eine unwillkürliche Bewegungsänderung zur Folge. Das Öffnen und Schließen der Augen, das rasche Anziehen und Vorsichtstrecken der Arme und Beine, das sogenannte „Strampeln“, sind

solche Freude Symptome. Ähnliche äußere Freudezeichen können auch Erwachsene oft nicht unterdrücken. Ein erhöhter Glanz der Augen, ein Lächeln um die Lippen oder gesteigerte Lebhaftigkeit verrät ihren durch eine eben erlebte Freude gehobenen Seelenzustand.

Den spärlichen Augenblicken des Behagens im ersten Lebensjahr steht eine starke Häufung von unbehaglichen Zuständen gegenüber. Und dabei soll nur das ganz gesunde Kind in Betracht gezogen werden, die große Zahl der mit heftigen Schmerzen verbundenen Kinderkrankheiten ganz unberücksichtigt bleiben. Die oft gehörte Ansicht, daß so kleine Kinder noch kein richtiges Schmerzgefühl haben, muß bestritten werden. Ebenso wie ein Neugeborenes tatsächlich Lust empfindet beim Zungen einer vollen, gesunden Brust, ebenso kommt ihm die Unlust bei Hunger, unbequemer Lage oder übertrieben



Im Zimmer zur Entwicklung gebrachte Eis-Malbtumen.

der Lust zum Bewußtsein. Darum schreit es durchdringend und anhaltend beim Schmerz, winnert in zu enger Wicklung oder belästigender Lage, schreit in zu kaltem Wasser usw. Diese Zeichen der Unlust sind von Zusammenkneifen der Augen, Abwenden des Kopfes, und vom Herabziehen der Mundwinkel begleitet. Das Herabziehen der Mundwinkel ist besonders charakteristisch, geht dem Schreilaut aus Unlust voran, und gehört zu den äußeren Zeichen des Empfindungslebens, die auch beim Erwachsenen nicht verschwinden. Es geht dem Säugling in seiner ersten Lebenszeit etwa wie einem hilflos daliegenden Kranken. Er kann sich nicht selbständig Linderung schaffen, und wenn seine Umgebung oft ungeduldig wird über die Pflegearbeit, die er fordert, so ist der Hilflose, ob Säugling oder Kranker, ungleich trauriger dran, weil er ein Unbehagen nicht selber beseitigen kann.

Man hat von den Gefühlen der kleinen Kinder bis jetzt noch kein positives Wissen feststellen können. Dennoch kann man sagen daß Gefühle es sind, die von allen seelischen Vorgängen zuerst auftreten, und das Verhalten des Kindes bestimmen. Ehe sich noch für Willen, Erinnerungsvermögen und Urteilsfähigkeit ein sicherer Anhalt zeigt, sind die Gefühle in ausgeprägter Form da. Sie schließen sich den ersten Erregungen der Sinnesnerven an. In der Wiederholung der Gefühle entwickelt sich der Verstand. Durch Gefühle, die zu vorhergegangenen entgegengesetzten Charakter haben, wird das Gedächtnis und das Urteilsvermögen zuerst in Tätigkeit gebracht, und die beginnende Verstandesentwicklung schöpft aus ihnen nun fortgesetzt neue Nahrung.



Romantische Spaginie.

Schneeglöckchen.

Der Wert der Kälteindustrie für den Blumenhandel.

Von Hermann Krafft.

Fleisch- und Obsthandel haben die Kälteindustrie seit Jahrzehnten in ihren Dienst gestellt, im Gartenbau hat man sich erst in neuerer Zeit darauf besonnen, daß man ein Gleiches tun könne; allein man ist selbst heutigen Tages hier noch weit davon entfernt, auch nur annähernd einen ähnlichen Gebrauch zu nutzen wie im verwandten Obstbau. Dabei hat

zweiten Möglichkeit. Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unternahmen Vierländer und Hamburger Maiblumen-

händler die ersten Versuche. Es handelte sich darum, Maiblumenkeime im Eiskeller lebensfähig im Ruhezustande zu erhalten, um die Keime zu beliebiger Zeit zur Blüte kommen zu lassen. Die Versuche gelangen. Eine Hamburger Firma ließ sich ihr Verfahren durch Patent schützen. Da aber viele andere Firmen in ähnlicher Weise ihre Maiblumenkeime konservierten, strengte die Hamburger Firma gegen eine größere Vierländer Konkurrentin Klage wegen Patentverletzung an und verwarnte die anderen Züchter. Jetzt nahmen sich die Vierländer Gemeindevorsteher der Sache an, um eine Wichtigkeitserklärung des Patents herbeizuführen. Die klagende Firma wurde denn auch von der höchsten Gerichtsinstanz abgewiesen.

Das war Ausgangs der neunziger Jahre. Von da an gewann die Konservierung der Maiblumenkeime an Ausdehnung. Hamburg bzw. das Hamburger Kühlhaus ist heutigen Tages auch der hauptsächlichste Lagerpunkt für die hier in Betracht kommenden Gartenbauprodukte. Die befriedigenden Versuche wurden weiter ausgedehnt; von den Maiblumenkeimen ging man über zu anderen Pflanzenartikeln, zunächst zu solchen, die ähnlich wie die Maiblumenkeime im Ruhezustande eine Knolle, Zwiebel oder einen Wurzelstock darstellen. Lilien und Spierstaude waren die nächsten Versuchsobjekte. Auch bei diesen Pflanzen glückten die Experimente bald mehr, bald minder schnell. Ein weiterer Schritt

galt jenen Pflanzen, die ihre Ruheperiode als unbeblätterte Sträucher durchleben; Syringe und Rose waren die bedeutendsten Versuchsobjekte. Stets handelte es sich darum, durch

die Einwirkung der Kälte eine Verlängerung der natürlichen Ruhezeit der Pflanzen zu erzwingen, um so die Möglichkeit zu gewinnen, die Pflanzen zu beliebiger, von der Jahreszeit ganz unabhängiger Zeit ausblühen zu lassen. Die Pflanzen werden zu Beginn ihrer Ruheperiode in den Eiskeller gebracht. Hier wird durch eine ständig unter dem Gefrierpunkt bleibende Temperatur der Beginn der Vegetation gehemmt. Können dann solche Pflanzen, deren natürliche Ruheperiode längst zum Abschluß gelangt, aus dem Gefrierraum in das Gewächshaus, so haben sie Eile, das Verhüllte nachzuholen: sie blühen in viel kürzerer Zeit auf als dies sonst unter den normalen Verhältnissen der Fall ist. Der Vorteil liegt jedoch weniger in dem schnellen Erblühen als vielmehr darin, daß man es in der Hand hat, die Blüte zu jeder beliebigen Zeit ausbrechen zu lassen. Ein Beispiel: Die Maiblume hat ihre natürliche Blütezeit im Bonnemonat, diese ist zeitlich sehr be-



Ranunkeln.

der Gartenbau noch weit mehr als der Obstbau Ursache, alle sich im Konkurrenzkampfe bietenden Chancen auszunutzen. Der Gartenbau hat wie der Obstbau die Konkurrenz des Auslandes zu erdulden, dazu ist den Produkten des Gartenbaues im fertigen Zustande vielfach ein weit kürzeres Dasein beschieden als denen des Obstbaues. Wenn nun trotzdem im Gartenbau die Anwendung der Kälteindustrie eine wenig allgemeine ist, während der Obstbau diese sich in bestmöglicher Weise dienstbar macht, so hat das seinen Grund darin, daß wie im Gartenbau selbst so auch im Handel mit den Gartenbauprodukten der Kleinbetrieb vorherrscht, während im Obst und sonstigen Fruchthandel der Großbetrieb tonangebend ist. Die Ausnutzung der Kälteindustrie ist für den Kleinhandel nicht immer nutzbringend. Allein selbst dort, wo die Kälteindustrie mit Vorteil benutzt werden könnte, geschieht solches nicht immer.

Für den Obst- und Fruchthandel kommt die Kälteindustrie nur insoweit in Frage, als diese der Konservierung fertiger Produkte dient. Im Gartenbau ist noch eine weitere Ausnutzung möglich: die Lagerung von Rohware in Gefrierräumen zum Zwecke beliebiger Fertigmachung. Der Gartenbau hat hier somit dem Obstbau gegenüber noch etwas voraus! Auch der Ausgangspunkt der Nutzbarmachung der Kälteindustrie für den Gartenbau liegt bei der



Syringblü.



Anemonen.

Beilchen.

schafft, in vierzehn Tagen kann sie vorüber sein. Des Gärtners Kunst hat es zwar schon seit Jahren vermocht, durch die sogenannte Treiberei die Maiblume vom Dezember an bis zum Frühjahr zur Blüte zu bringen. Darüber hinaus ging seine Kraft jedoch nicht. Jetzt kann man angeblühte Maiblumen zu jeder Jahreszeit bekommen, im Sommer und im Herbst. Dies ist das Ergebnis der Kältebehandlung.

Die Schwierigkeit des Verfahrens liegt darin, die Pflanzen im Gefrierraum lebensfähig zu erhalten. Große Pflanzmengen mußten bei den Versuchen geopfert werden, bis die richtige Behandlungsweise herausgefunden worden war. Die Höhe der Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der Zeitpunkt des Einbringens der Pflanzen, die Art und Weise, wie die Pflanzen im Gefrierraum unterzubringen sind — das sind einige jener Faktoren, die nur durch umfassende Versuche zu ermitteln waren. Dazu kam, daß für den endlichen Erfolg auch noch die Behandlungsweise nach der Herausnahme aus dem Gefrierraum erprobt werden mußte. Nicht alle Pflanzenarten haben die Versuche lobnend gestattet.

Die Behandlung der Pflanzen im Gefrierraum ist, je nach der Pflanzenart, verschieden. Das Wichtigste sei hier an der am meisten in Betracht kommenden Pflanzenart gezeigt, der Maiblume. Sie bringt gemeinhin erst im dritten Lebensjahr eine brauchbare Blume. Diese blühbaren Keime nennt der Gärtner „dreijährige Keime“ oder schlichtweg „Blüher“. Sobald im Herbst auf den Maiblumenfeldern die Maiblumenzucht wurde bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts regelmäßig betrieben — das Laub der dreijährigen Beete abgestorben ist, meist nach den ersten Frösten, werden die Keime aus dem Boden herausgenommen und in die Puschuppen gebracht. Frauen sind hier mit dem „Puschen der Maiblumen“ beschäftigt, d. h. die großen Vulte werden auseinandergerissen, worauf die einzelnen Keime nach ihren Jahrgängen sortiert werden. Die hier geernteten Blüher werden, soweit sie für die Gefrierräume bestimmt sind, in Kisten verpackt. Torfmull, Sand oder Moos bildet das Verpackungsmaterial. Die Kisten werden geschlossen und mit Signum und Stückzahl versehen. Nun wandern die Kisten nach dem Kühlhaus in die Gefrierräume, wofelbst sie bis zum Gebrauch verbleiben. Eine gelegentliche Prüfung des ganzen Bestandes oder wiederholte Stichproben sollen Zeugnis ablegen, ob die Keime nicht verderben. Eine möglichst stete Gleichmäßigkeit der etwas unter dem Gefrierpunkt liegenden Temperatur innezuhalten, ist nun die Aufgabe jener Person, die mit der Beaufsichtigung betraut wurde.

Sträucher, wie Flieder und dergleichen, werden nicht in Kisten verpackt; sie kommen nur mit einem gewissen Wurzelschutz versehen in den Gefrierraum. Für den Versand bestimmte Sträucher werden jedoch auch gleich von vornherein bahnmäßig verpackt.

Nach Bedarf werden dann die Pflanzen dem Gefrierraum entnommen, um als Eis-Maiblumen, Eis-Lilien, Eis-Flieder usw. in den Handel zu kommen. Vieles davon geht ins Ausland. So wandern alljährlich namentlich von

den Eis-Maiblumen ganz ungeheure Mengen vorwiegend nach England und Nordamerika.

Um diese Eisware zum Blühen zu bringen, sind Treibhäuser in genau derselben Weise erforderlich, wie bei der Treiberei solcher Pflanzen, die nicht im Gefrierraum waren. Man läßt die zu Eisklumpen zusammengefrorenen Maiblumenkeime zunächst langsam im mäßig warmen Raume anstauen. Ein Sautieren mit den gefrorenen Steinen hat leicht eine Weichädigung der Keime im Gefolge. Nach dem Auftauen kommen die Keime ins Treibbeet, wo Feuchtigkeit und Wärme für schnelles Ausblühen sorgen.

Von der Maiblume lassen sich Eiskeime im Zimmer ziemlich mühelos zum Ausblühen bringen. Ein Versuch wird billige Freude machen. Eine großstädtische Blumen- und Samenhandlung kann die Keime, das Rohmaterial, leicht beschaffen. Wo der Bezug nicht auf Schwierigkeiten stößt, wird man für den Keim etwa fünf Pfennige zu zahlen haben. Fünfundzwanzig Keime bilden ein Bund. Dieses Bund steckt man in einen Eimer lauwarmen Wassers, nach einigen Stunden zerteilt man das Bund und setzt die Keime zwischen Moos in zwei Töpfe, deckt ein paar Finger hoch Moos über die Keime und stellt die Töpfe über den Küchenherd. Das Moos muß stets feucht bleiben; zum Anfeuchten ist lauwarmes Wasser zu verwenden. Nach wenigen Tagen beginnen die Keime sich zu regen und nun wachsen sie zusehends. Bald ist die Moosschicht auf dem Topfe durchdrungen und die ersten Blütenlocken brechen aus den bleichen Blättern hervor. Sind die Blütenstiele ganz aus dem Laub heraus, so bringt man die Töpfe an das Fenster, wo die blaffen Blätter bald eine grüne Farbe annehmen und wo sich dann auch die Blüten voll erschließen. Die beigegebene Abbildung zeigt zwei Maiblumentöpfe, die nach dieser Art Ende Juli in der Küche getrieben wurden. Die Aufnahme wurde am 18. Tage nach Beginn der Treiberei vorgenommen; eine volle Woche lang bildeten die Töpfe eine stattliche Zimmerzierde.

Die durch die Farben geschilderte Eislagerung erzielten Blumen sind also „versipätere“ Exemplare; die natürliche Blütezeit der im Wilde gezeigten Maiblumen wäre der Mai desselben Jahres gewesen. Nun ist aber eine solche Eislagerung auch möglich, um „verfrühte“ Blüten zu erzwingen. Man hat nur nötig, besonders früh ausgereifte Pflanzen in einen Gefrierraum zu schaffen und hier zu einem vorzeitigen Winter Schlaf zu verhelfen. Solche Pflanzen bringen dann in der Treiberei noch im selben Winter Blumen. Vereinzelt Versuche nach dieser Richtung hin brachten bei Maiblumen, Flieder, Hyazinthen und dergleichen wohl recht gute Resultate, zu einer allgemeinen Anwendung ist dieses Verfahren jedoch noch nicht gelangt.

Ebenfalls in vollständig unzulänglicher Weise wird die Kälteindustrie ausgenutzt zur Konservierung fertiger Verkaufsware: blühende Pflanzen und abgeschnittene Blumen. Und gerade durch eine solche Handhabung könnte dem deutschen Blumenhandel ein großes Kapital erhalten werden. Die Blumen sind, zumal in heißer Jahreszeit, nur von kurzer Lebensdauer.

Und just dann erblühen sie in unnütziger Zahl, während die Nachfrage nur gering zu sein pflegt. In wenigen Tagen kann ein vollständiger Wechsel der Marktlage eingetreten sein: wenig Angebot bei starker Nachfrage. Hier können die Kühlräume, mit ihrer Temperatur wenig über Null, gute Dienste tun. Manche Blumenhändler haben sich dies auch bereits zunutze gemacht, so namentlich in der Berliner Blumenmarkthalle. Allein man hat noch kein System in die Sache hineingebracht, ein jeder wirtschaftet auf eigene Faust. Es ist immer noch ein Fühlen und Tasten. Der eine oder andere mag für bestimmte Blumen eine geeignete Behandlungsweise durch Ausprobieren gefunden haben und hütet sorglich seine Methode als „Geschäftsgeheimnis“. Darum erhält man bei einem Besuch der Berliner Kühlhallen auch kaum einen Einblick in die von den Blumenhändlern gemieteten Kühlzellen; alles ist mit Leinwand oder dergleichen den Blicken der Besucher entzogen.

In Deutschland sind Versuche über die Aufbewahrung blühender Pflanzen und abgeschnittener Blumen in Kühlräumen von einer gemeinnützigen Stelle aus seither noch nicht unternommen; die Dessenlichkeit wenigstens hat nichts dergleichen erfahren. Dagegen liegen aus anderen Ländern, so aus Frankreich, umfassende Berichte über in Betracht kommende Versuche vor. Dort ist es gelungen, vor dem Erblühen stehende Pflanzen und abgeschnittene Blumen durch Einbringen in einen Kühlraum zwei bis sieben Wochen hinzuhalten. Die Temperatur wurde auf etwa +2 Grad Celsius gehalten, die Luftfeuchtigkeit betrug 85 bis 90 Grad. Getriebene Azaleen verharrten in ihrer Entwicklung 50 Tage, Monatsrosen 30 Tage, Lilien 16 Tage; nach allmählicher Erhöhung der Temperatur erblühten die Pflanzen vollständig und fehlerfrei. Bei anderen Versuchen wurden abgeschnittene Blumen (Dahlien, Astern, Niel- und La-France-Rosen) bei +2 Grad Celsius im Kühlraum aufbewahrt. Nach 25 Tagen war das Aussehen der Blumen noch unverändert. Auch der Duft war ihnen geblieben und ihre Haltbarkeit war genau so groß wie die anderer Blumen, die an dem Tage der Herausnahme frisch geschnitten wurden. Bei einem 45 Tage währenden Versuch mit knospigen Rosen und angeblühten Asten hatten die Blumen sich gleichfalls vorzüglich gehalten. Die Asten bewahrten ihre volle Schönheit noch sieben Tage lang; die Rosen hatten allerdings ihren Duft verloren. In Holland, das von Jahr zu Jahr größere Blumenmengen nach Deutschland einführt, stellt man jetzt Versuche an mit der Konservierung der Zwiebelblumen: Hyazinthen, Narzissen, Tulpen u. dergl. Es ist zweifellos, daß es die Holländer bei ihrer bekannten Fähigkeit fertig bringen werden, geeignete Verfahren ausfindig zu machen. Es wird dann in der Folge in Deutschland an Holländer Blumen zu einer Zeit, in der heute noch diese bei uns unbekannt sind, nicht fehlen. Der deutsche Züchter wird dann einen Grund mehr haben, über die Gefahr der Blumeneinfuhr zu klagen — aber lernen wird er so leicht nichts aus dieser Tatsache.

Die drei Höfe.

Skizze von Richard Huldshiner.

In der Adventszeit kam ein Bußprediger von den Kapuzinern in Klausen, Bruder Idejons, nach Wöls und predigte jeden Tag. Und die Trafsontserin saß Tag für Tag in der Kirche, das Haupt über die faltigen Hände gebeugt, die den Rosenkranz hielten, und marterte sich ab, zu verstehen, was der Vater sprach. Daß

man Buße tun müsse, war schön und gut und einem jeden Christenmenschen nötig. Aber warum sagte er nicht, wie man Buße tun sollte? Warum schrie er nicht herab: Du, Bäuerin auf Trafsonts, stehe auf und tue dies und jenes! Du bist verstockt bis in das innerste Herz, und die Gnadenmutter hat Dich verworfen.

Er aber redete von der Sünde, wie sie die Menschen verlockt, und von den Graden der Hölle und ihren Qualen, und vom Throne Gottes und dem Weg, den der Sünder gehen muß, um geheiligt zu werden. Wer mit den Augen gesündigt hat, reiße sie sein Auge aus, wer mit dem Herzen, der bringe sein Herz

dem Heiland dar, wer mit der Zunge, der Affere seine Zunge auf dem Tisch des Herrn, auf daß die Engeln Sostanna singen! Seht her, eine Hand, die gesündigt hat, ist verworfen. Eine sündige Hand ist nicht besser als verfaultes Fleisch, das auf den Misthaufen gehört.

Der Trafontierin klopfte das Herz. Jetzt schaute der Vater gewiß auf sie. Aber sie wagte nicht, aufzusehen, fiel auf die Knie, und als die Gemeinde das Amen sang und die Lektoren schon die Kirche verließen, sah sie noch in ihrer Dank und drehte den Rosenkranz. Am nächsten Tag ging sie wortkarg herum, sagte nichts zum Bauern, der in der Trunkenheit der Dirn mit läppiher Zudringlichkeit nachstellte, lockte das Essen, spülte das Geschirr ob und betete mit den andern. Dann ging sie in den Holzlotter, wo der knecht das Holz spaltete, fragte ihn, ob er ihr nicht das Weil für einen Augenblick geben wollte.

„Gern," sagte er.

„Nist's guat jharj?"

„Das wird's sein."

„Boag her!"

„Wozu brauchst Du's, Bäuerin?"

„Das wird Dich weiter nicht angehn."

Er kroch sich hinter dem Ohr, gab ihr mürrisch das Weil und sagte: „So, da hast Du's . . . und wenn Du Nienholz hacken willst, so laß Dir sagen, daß im Eck noch zehn Klöben liegen."

Damit ging er, breitbeinig sich in den Hüften wiegend. Die Bäuerin wartete, bis er im Stall verschwand, legte dann ihren linken Arm auf den Holzblock, hob das Weil mit der Rechten, so hoch sie konnte und ließ es auf ihre Linke niederfallen. Sie schrie nicht auf, aber als das Blut dem Armstumpf entströmte und als sie die abgehauene Hand, die plötzlich bleich geworden war, als wäre sie aus Wachs, leblos auf dem Block vor sich liegen sah, stürzte sie zu Boden, niemand sah, daß sie fiel.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, band sie sich die Schürze um den Armstumpf und schleppte sich ins Haus. Der Bauer war erwacht und stierte sie gläsernen Auges an, als sie die Stube betrat.

„Was hast denn?" sagte er. „Du bist test ja?"

„Mir," erwiderte sie und ließ die Schürze sinken. „Meine Hand ist hin; jetzt werde ich wohl wieder zu Gnaden aufgenommen . . ."

Der Paradeisweber war keiner von den Reichen, dafür wußte er, wie es im Zegefeuer, in der Hölle und im Himmel zugeht. Und seine alte Schwägerin, die Weiter-Anna, die auch im Hause lebte, ließ es sich immer von ihm erzählen. So war es also: Jeder Mensch brannte erst im Zegefeuer. Alle brannten, auch die Frömmsten, und die Geistlichen obenan. „Oha," warf die Schwägerin ein, „und der Hochwürdige, mein Bruder? Gott hab ihn selig." Der natürlich auch. Die Geistlichen sind die größten Sünder. Der Paradeisweber wußte sogar genau zu schildern, wie die Pechpfannen beschaffen waren, und wie die Witzenden Wasser zur Linderung ihrer Not bekamen, jedesmal nämlich, wenn oben auf der Erde bis nach Amerika hinein eine Guttat geschah. Die Männer brannten im nördlichen Quartier, die Weiber im südlichen. Und wer Marktsteine verrückt oder bei den Soldaten gedient — man weiß wohl, das ist die größte Schlechtigkeit — oder gar zu Ostern einmal das Beichten vergessen hatte, der wurde noch obendrein mit siedendem Del übergossen. Und jeder mußte immerzu an seine Sündhaftigkeit denken, nichts anderes konnte man denken, aber wenn droben auf der Welt eine Seelenmesse für den armen Sünder gelesen wurde, dann sah er sie für einen Augenblick, grad so lang, als ein Apfel Zeit braucht, vom Baum auf den Boden zu fallen, in den Himmel hinein, wo die Engel Backmüß und gebratenes

Kalbfleisch auftrugen; denn dort ging das Gefasel nicht aus, und Wein tranken sie im Paradies nur den besten. Ganz verdammt, zu unterst in die Hölle hinunter aber sind die Juden, die Weinälcher, die Freimaurer und die Reichen.

Der Anna wurde schon gänzlich zu Mut. Mein Gott! Die siebenhundert Gulden, die ihr der Hochwürdige vererbt hatte und die sie am Donnerstag in Stastelruth drüben holen sollte. — Na, da konnte er, der Paradeisweber nichts machen. Auf dem Geld sitzt allemal der Gehörnte. Die Anna wollte noch zweifeln. Aber der Weber antwortete nicht, leg an seiner Weife, hielt den Kopf auf die linke Schulter geneigt, als höre er aufmerksam zu, blinzelte mit den Augen und machte ein ernsthaftes Gesicht.

Die Anna wagte noch einen Vorstoß: „Wie schaut er denn aus, der Gehörnte?"

„Na, wie wird er halt anschauen . . . halt schwarz mit an Schwarz und Bierweiß und zottlet um und um . . . und feurige Augen hat er, sagen sie . . ."

„Zahab?"

„Schon grad zahab . . ."

Aber am Michaelistag tat die Weiter-Anna trotzdem den schwer gefüllten Korb und und blaueidene Mütze mit, stülpte sich die dicke Pelskapuze über den Kopf, daß sie fast ansah wie ein Brannenpfahl, legte die Hände über dem gestärkten Taschentuch zusammen und behob beim Amtsgericht in Stastelruth ihr Erbteil. Auf dem Heimweg, der sehr feierlich war, lehrte sie erst bei der Wast in Leis ein und trank einen Ruffeler, und beim Gaslter in Konstantin, der ihr Vetter war, trank sie noch einen Ruffeler und zwei Gläser Rotwein; dann wurde sie aber recht müd, und über dem Weiberbüchl konnte sie's kaum mehr derschauen.

*

Der Paradeisweber erwartete sie schon am Baum, oben, wo der Wald angeht. „Holla," sagte er. „Meipest, alle Achtung! Jetzt bist Du eine von die Reichen. Aber hab keine Angst i will schon beten für di . . ."

Sie betrenzte sich und sah ihn böse an.

„Na, ja," sagte er noch, er wird's ja guat g'moant haben, der Hochwürdige . . . no, bist halt a Häscher, Schwägerin."

Die Anna meinte, sie hätte es fast nicht der fragen, das viele Geld, und jetzt wollte sie gleich schlafen gehn.

„Bist müd?" fragte er, und schmißte mit sie herum.

„Arg müd."

Und als sie im Bett lag, fast vergraben unter den rotliierten Weiten, drehte sich alles um sie. Sie sah ein brennendes Haus, und dann versank sie in ein endstiefes Loch, und es wurde so heiß, so schrecklich heiß, daß sie es nicht mehr aushalten zu können vermeinte. Und da war auch der Kammerflor, den sie nicht ausstehen konnte, und stand vor ihr, hatte den Kopf unterm Arm, grad als wär's ein Kürbis, und der Kopf streckte eine grüne Zunge heraus. Aber die grüne Zunge schwebte auf einmal frei vor ihr in der Luft, kam ihr immer näher, und da sah sie, daß Würmer darauf saßen, die durcheinander krochen. Und irgend etwas zerpte an ihr, daß sie schreien mußte und aufjühr.

Aber da war es dunkel in der Kammer, der Kopf tat ihr weh, sie war ganz naß von Schweiß, und sie mußte schon lange geschlafen haben. Denn alles war still und nur die Stadelstür schlug von Zeit zu Zeit im Nachwind gegen den Pfosten, und aus der Nachbarkammer hörte sie das laute Schnarchen des Schwagers.

Auf der Truhe, die im schwachen Lichtschein lag, war noch das weiße Päckel mit dem Gelde. Aber der Anna wurde angst. Mein Gott, so zu träumen! Denn, wenn es wahr war, das mit den Reichen und der Hölle — und am Ende war

das Träumen schon der Anfang . . . Jesus, Maria und Josef! wenn ihr nur der Grund nicht gar so weh täte . . . sie wollte aufstehen, aber es ging wieder alles vor ihr bunt durcheinander, und so schlief sie zum zweitemal ein.

Jetzt wurde es noch ärger. Denn jetzt sah sie sich selber, wie sie einen „knuten" Weg hinaufging, sich in der Hitze abmühte und immer, bevor sie oben war, wieder hinunterstürzte, und immer wieder mußte sie hinauf, ob sie wollte oder nicht, und alles tat ihr so weh und es lachte eine so recht anerklich, und da sah sie auch schon in der Höhe über sich den großen Stein vom Brandnergraben, der jeden Tag fallen kann und der so groß ist wie die Kirche in Wöls, sie sah, wie er schwante und zitterte; und wenn er fiel, mußte er grade auf sie herunterfallen, und da tat es auch schon einen fürchterlichen Rumpferer . . . sie fuhr auf, sah raschlos um . . . erst konnte sie nichts erkennen; aber dann auf einmal verblüht's ihr den Atem . . . Du lieber Heiland, was war das. Auf der Truhe sah etwas . . . alle vierzehn Korbheller! schwarz war es und zottlet um und um . . . und die Augen feurig, so groß wie Wildhahnen . . . und es regte sich und wiperte

Jesus, Maria und Josef! der Gehörnte! Er hatte die Weine gekrenzt, sah auf dem Geldpäckel und blies feurigen Dampf aus Nase und Maul . . . und alles war in Rauch und Schwefel . . . und wieder regte es sich und ein schwarzer Arm streckte sich nach ihr . . . da fiel sie in Ohnmacht.

. . . Am andern Morgen wachend der Weber einen ausgehöhlten Kürbis, in dessen Wand ein paar Löcher geschwitten waren, und in dem der Stummel einer Salaferte steckte, tat das schwarze Fell vom Lämper, dem letzten Holzhund, das schon zwei Jahre als Aufsteppich diente, wieder an seinen alten Platz und hatte sonst noch allerhand geheimnisvolle Dinge grade erledigt, als die Schwägerin blaß und verweint die Stube betrat.

„Jesus, wie schaut Du aus?" sagte er und tat sehr erstaunt.

„Du", erwiderte sie „geah her, i ban Dir eppes zu sagen . . ."

„Nist nit guat?"

„Hast mir g'hört hent in der Nacht?"

„Du der Nacht schlaf i . . ."

„Du, Schwager, i mag's Geld nit g'halten. Und i moan, wenn Du's nehmen tat't . . . Du bist a Mann und . . ."

Er kroch sich am Kopf, nahm eine belümmerte Miene an und tat Empfind. Jesses ja, kein Mensch kommt sagen, daß er z'nicht war zu ihr; aber halt reich werden ihr zu lieb, grad reich . . .

Aber sie ließ ihn nicht ansprechen. Er hatte ja gar keine Gefahr, und wenn sie das Geld ihm schenkte, so tat sie es aus Gnattigkeit, weil er sie im Danke immer so schön gehalten hatte, und sie hätte es ihm sowieso gegeben; es sei ihr erster Gedanke gewesen, und er sei ja doch ein Mann, und sie stehe mit Tränen in den Augen, keine ruhige Stunde könne sie mehr haben, wenn er es nicht nehme . . . und da ließ er sich endlich, endlich erweichen.

„Anna!" sagte er, wenn's eine Versuchung ist, so will ich's halt beichten, und i denk mir, es geschieht aus Parumbersigkeit, daß i Di von der Angst derlös . . . gern tu i's nit, aber in Gott's Namen! Es wird mir wohl, verhoff i, im Jenseits angerechnet werden. Denn auf einer Guattat, wo man den Witwen und Waisen antut, kann keine Sündhaftigkeit sein und i denk, wenn's schon durchaus und grad sein muß und Du nit anders willst in Deiner Halsstarrigkeit, so wollen wir's notariß machen und i geh gleich mit Dir zum Bezirksgericht."

Und sie gingen noch am selben Tag nach Stastelruth und drehten unterwegs den Rosenkranz, und der Paradeisweber betete laut, daß es außerbäulich zu hören war.

Frühlingsblumen. Die Volksbotanik kennt fünf Frühlingsblumen: Weidenkätzchen, Gänseblumen, Anemonen, Himmelschlüssel und Schwertlilien. Die alten Germanen befranzten, bevor sie sich zum Frühlingsmahl niederließen, den Becher mit dem Eitarablmüchlein, der Gänseblume. Dies ist das einzige Blümlein, das uns den Winter über nicht verläßt. Unterm Schnee verborgen harren die Blümlein der wärmenden Sonnenstrahlen, kaum ist der Schnee zerronnen, so hat in ein paar Tagen Frau Sonne die Gänseblümlein wachgeküßt, denen es nichts verschlägt, wenn bald darauf eine dicke Schneedecke sie tage- oder gar wochenlang wieder einhüllt. „Tausendtschönchen“ haben die Kinder dies auf jedem Gänseanger in Mengen vorhandene Blümlein getauft. Angerblümlein, Augenblümlein, Herzblümlein, Käseblümlein, Liebesblümlein, Matensüß, Marienkrönchen, Maßliebchen, Monatsblümlein, Samtblümlein, Winterkrönchen, Perlblume, Priestertragen und Tagesauge — das sind einige von den vielen Bezeichnungen für dieses Blümlein, die darum, welsch vielseitiger Beachtung sich diese Blume allerorten erfreut.

Nur ein anderes Blümlein unserer Fluren streitet mit dem Tausendtschön, die erste im Jahre zu sein: die Wieswurz oder Winterrose, die gleichfalls unterm Schnee blüht und in den Gärten mit dem Tausendtschön um die Wette eifert. War der Winter ein milder, so sind der Winterrose Reize schon verblüht, bevor der Venz seinen Einzug hielt. Dann treten die Anemonen als Pusch, Wind- oder Osterroschen auf den Plan und leiden im Verein mit dem Leberblümlein den Boden unserer heimischen Laubwälder mit einem gelben Teppich, mit weißen, rosafarbenen und blauen Blütensternchen bedeckt. Märzbecher und Schneeglöckchen stehen dazwischen, zwei Blümlein, die so häufig verwechselt und schließlich beide als Schneeglöckchen bezeichnet werden.

Noch ist diese Herrlichkeit nicht ganz vergangen, so schieben auch schon Himmelschlüsselchen ihre gelben Blumenkronen vom Boden empor; späterhin kommt dann die Schwertlilie und die Marzisse. Sehr früh sind die Weidenkätzchen vertreten, die Oster- oder Palmkätzchen. Wenn die Weide blüht, ist Frau Hagens Schönheit bereits dahin, aber dafür schicken Erle und Pappel sich an, die hammelnden Käzchen zu entfalten. Und unter ihnen, nur wenige Schüchler werdend, verbreitet der Seidelbast balsamischen, fast betäubenden Duft aus purpurfarbenen Blüten. Am Waldestrande präsentieren sich die gelben Blütenkreuzlein der Kornelkirsche hart auf altem Holze aufstehend. Sie sind dem Lichte näher und fassen über Winter nur in einer schwachen Hülle, da können sie wohl auch zeitiger erblühen als das große Heer der Blumen am Waldeboden. Aber auch dort hat ein ander Kräusel sein unscheinbares Blumen entwickelt, die aber gesucht sein wollen: die Haselwurz erzeugt ihre edelsten Organe unterm Moder des Waldes. Märzbeischen wuchert darüber, und ob der Freude über das gefundene Weichen vergißt das suchende Menschenkind die schlichte, weniger in die Augen fallende Haselwurz.

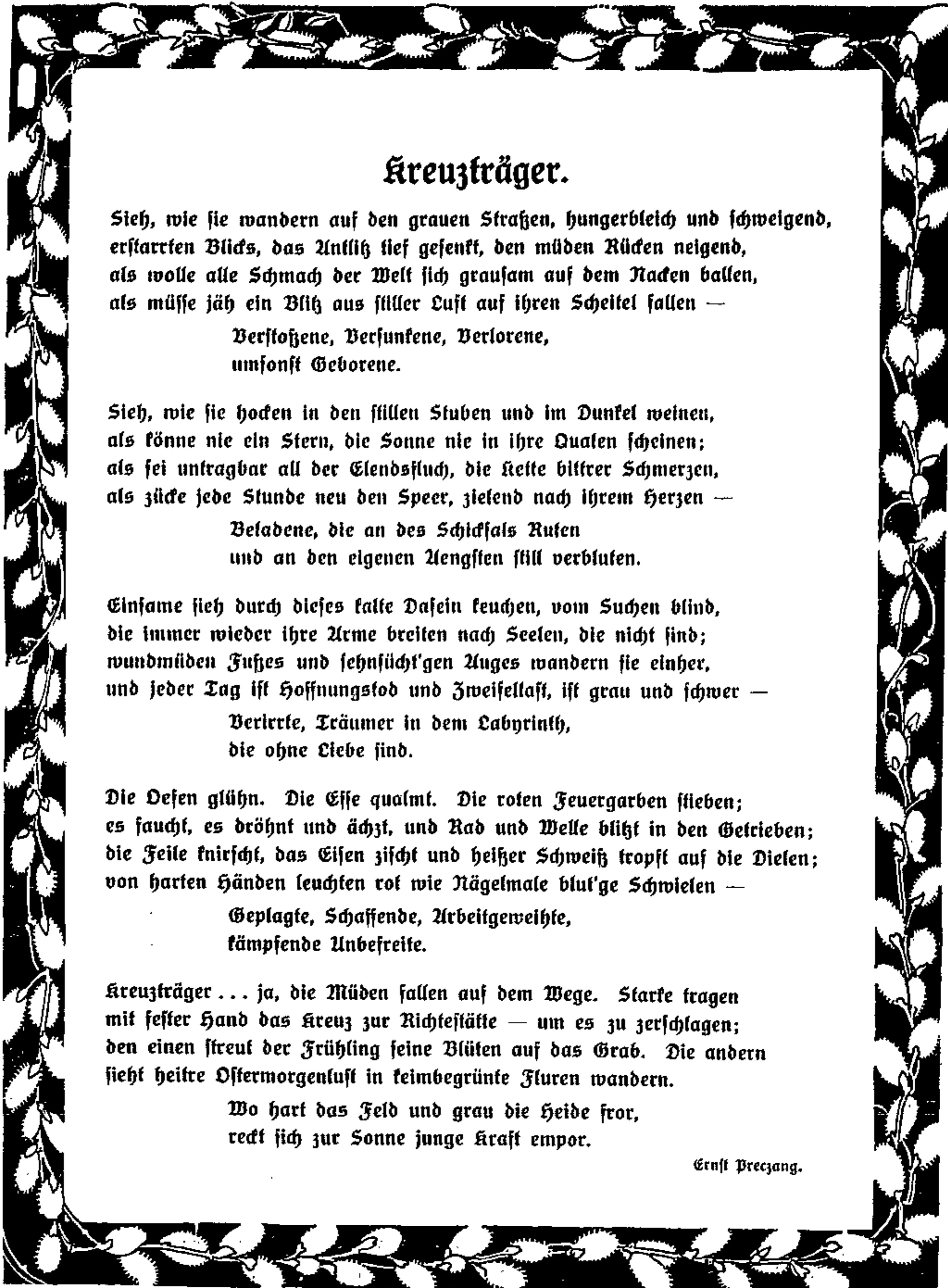
Nicht überall anzutreffen ist der Winterling, aber wo er heimisch ist, dort überzieht er, hervorgerufen von den wärmenden letzten Winterjonnestrahlen, zeitig im Jahre schon den Boden mit seinen prächtigen gelben Blütensternen. Gar oft ist zu Ostern vom Winterling nicht viel mehr zu sehen. Noch ein ander zeitiges Blümlein, der Stern von Bethlehem, ist auf bestimmte Gegenden unserer Heimat beschränkt.

Des Gärtners Wirtel hat geschafft, daß Winterrose und Tausendtschön im Garten bald Gesellschaft erhalten. Eine ganze Reihe von Zwiebelgewächsen ist erblüht, bevor es im Gebüsch lebendig ward.

Wolfsmilch ist der schönsten eine davon. Und was des Gärtners Kunst hier nicht zuwege bringt, daß er blühend von den Gestaden des Mittelmeeres kommen. Wenn aber diese kostbaren Gaben nicht erreichbar sind, der findet auch in Wald und Feld soviel, daß sein Heim mit Frühlingsblumen geschnückt werden kann. h. h.

Zu den Bismarckischen Plänen eines Sozialistenmalfakers. In den letzten Jahren war öfters die Rede von den edlen Absichten Bismarcks, die darauf hinausliefen, die Sozialdemokraten vor die klein kalibrigen Gewehre zu locken, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten und eine reaktionäre Vera des weihen Schreckens zu inaugrieren. In sogenannten nationalen Kreisen wurden die Angaben über solche teuflischen Absichten ihres Heros vielfach mit großer stiller Entschlossenheit gestritten, obwohl die Bismarckischen Malfakerpläne auch von gut nationaler Seite bezeugt wurden. Wie wenig dem Blut- und Eisenmann Unrecht geschehen ist, wenn von ihm behauptet wurde, daß er seine Blut- und Eisentur auch auf die soziale Frage habe anwenden wollen, das bezeugt in durchaus einwandfreier Weise ein Buch aus dem Bismarckischen Lager, das schon im Jahre 1903 erschienen ist und keinen anderen als den bekannten Bismarckbücherfabrikanten Heinrich von Poschinger zum Urheber hat. Diese Schrift „Bismarck und seine Hamburger Fremde“ enthält Berichte dieser Hamburger Fremde Bismarcks über ihre persönlichen Erinnerungen an den Reichskanzler. Und da bezeugt mit der Sohn des Hamburger Bürgermeisters Petersen über die politischen Gespräche seines Vaters mit dem Fürsten folgenden: Der Fürst habe, stets besorgt über das Anwachsen der sozialdemokratischen sowie anarchohistorischen Gefahr, einst, als er noch im Junte war, geäußert, „es sei vielleicht klüger, den doch unvermeidlichen Zusammenstoß nicht hinauszuverschieben, ihn eher zu fördern, den Zustand dann mit Gewalt niederzuwerfen und unter dem Eindruck des Schreckens im Reichstag scharfe Gesetze durchzusetzen“. Der Bürgermeister Petersen war mit dieser Ansicht nicht einverstanden, sondern sprach als Lehre der Geschichte an, daß es nicht richtig sei, solche Bewegungen in ihrer Entwicklung zu hemmen, da man ihren Verlauf nie voraussehen könne; man solle vielmehr versuchen, sie in ein gefahrloseres

Bett zu leiten; wäre der Kampf aber unvermeidlich geworden, müsse man ihn ohne Zaudern und auf Tod und Leben aufnehmen. Der Sohn aber fügt noch eine Bemerkung hinzu, die darget, daß Bismarck sich den infernalischen Gedanken durchaus nicht aus dem Kopfe geschlagen hat: „Bekanntlich hat diese Frage den Fürsten bis an sein Lebensende beschäftigt.“
Genug, der Bismarcker Poschinger liefert ganz unbestreitbares Beweismaterial dafür, daß sein Held tatsächlich darauf ausgewiesen ist, zu reaktionären Zwecken ein großes Blutbad unter der Arbeiterklasse anzurichten, und das vertrat sich ja auch durchaus mit der allbekanntesten politischen Moral dieses Gewaltmenschen. a. c.



Kreuzträger.

Sieh, wie sie wandern auf den grauen Straßen, hungerbleich und schweigend, erstarrten Blicks, das Antlitz tief gesenkt, den müden Rücken neigend, als wolle alle Schmach der Welt sich grausam auf dem Nacken ballen, als müsse jäh ein Bliz aus stiller Luft auf ihren Scheitel fallen —

Verstößene, Versunkene, Verlorene,
umsonst Geborene.

Sieh, wie sie hocken in den stillen Stuben und im Dunkel weinen, als könne nie ein Stern, die Sonne nie in ihre Qualen scheinen; als sei untragbar all der Elendsfluch, die Kette bitterer Schmerzen, als züde jede Stunde neu den Speer, zielend nach ihrem Herzen —

Beladene, die an des Schicksals Ruten
und an den eigenen Nengsten still verbluten.

Einsame sieh durch dieses kalte Dasein leuchten, vom Suchen blind, die immer wieder ihre Arme breiten nach Seelen, die nicht sind; wundmüden Fußes und sehnsüchtigen Auges wandern sie einher, und jeder Tag ist Hoffnungstod und Zweifelsast, ist grau und schwer —

Verirrte, Träumer in dem Labyrinth,
die ohne Liebe sind.

Die Defen glühn. Die Esse qualmt. Die roten Feuergarben fliehen; es faucht, es dröhnt und ächzt, und Rad und Welle blüht in den Getrieben; die Feile knirscht, das Eisen zischt und heißer Schweiß tropft auf die Dielen; von harten Händen leuchten rot wie Nägelmale blut'ge Schwiele —

Geplagte, Schaffende, Arbeitgeweihte,
kämpfende Unbefreite.

Kreuzträger... ja, die Müden fallen auf dem Wege. Starke fragen mit fester Hand das Kreuz zur Richtstätte — um es zu zerschlagen; den einen streut der Frühling seine Blüten auf das Grab. Die andern sieht heitre Ostermorgensluft in keimbegrünte Fluren wandern.

Wo hart das Feld und grau die Heide froh,
reckt sich zur Sonne junge Kraft empor.

Ernst Preczang.

Da finden wir manche Bekannte aus dem Walde wieder, nur verfeinert und vergrößert. Fremdlinge sind hinzugezogen, mit Namen, die nur der Botaniker merkt. Aber den Frühlingsjafran, den Krokus, kennt jedermann. Blau, weiß und gelb erstrahlen die Frühlingsblüher in ihrer großen Mehrzahl. Die Hyazinthe ist darunter vertreten in einigen besonders zeitigen Arten. Wälslich beginnt auch das Blühen im Gebüsch. Mandelbaum, Forsythia und andere schicken ihre Blumen den Blättern voraus. Des Gärtners Kunst geht noch weiter: In seinen Kulturhäusern hat er allerlei Schätze aufgetapelt, die gegen unsere erigite Spätwinterluft nicht gefeit sind, und die deshalb nur hinter schützenden Glasfenstern erblühen. Die glänzende